Der seltsame Fall der Madame Buroff.

Novelle von Bodo Wildberg.

Ich befand mich unterwegs nach dem Süden, als ich die schlimme Kunde vom Selbstmord der schönen Madame Buroff empfing — achtlos, gelangweilt wühlte ich in einem Haufen alter Zeitungen, die auf den Sitzen des Abteils lagen, und da stand es mit einem Male schwarz auf weiß vor meinen Augen....

Selten hat mich eine Zeitungsnachricht so entsetzt und in den Tiefen meines Wesens erschüttert. Wenn die Blätter andeuteten, daß Buroff ein leichtes Tuch gewesen sei, daß Maria Iwanowna sich aus Schmerz über die Treulosigkeit ihres Gatten den Tod gegeben habe, so beweist dies nur, daß die Ausbreiter solcher Vermutungen Frau Buroff nicht kannten; denn dieser Frau ist die Eifersucht zeitlebens fremd geblieben. Sie war liebenswürdig und gut, aber eigentlich liebte sie nur eines: ihre Schönheit.

Die zerknitterten Zeitungsblätter raschelten zu Boden, und plötzlich flammte mir die Erinnerung an einen Abend ins Gedächtnis, da sie vor uns tanzte. Es waren nur ein paar Künstler anwesend, die zum inneren Kreise des Buroffschen Hauses gehörten. Maria Iwanowna Buroff hieß als Mädchen Mary Mac Laren. Sie war von Geburt Anglo-Indierin, eine Tochter des englischen Residenten am Hofe des Radschas von Ghasipur, Sir John Mac Larens. An jenem Abend nun war das Gespräch auf die mystischen Tänze der Hindus gekommen. Im allgemeinen hörte Maria Buroff nicht gern von Indien sprechen; ich hatte öfter beobachtet, wie ein heimlicher Frostschauer über ihre Schultern zu rieseln schien, wenn man nach dem Lande ihrer Jugend zu fragen sich anschickte. War aber dieser erste Widerwille überwunden, so erzählte sie gern und eifrig von den Sitten und Bräuchen des wunderbaren Reiches. Und heute war ihr Gemüt so frei und heiter, daß sie auf den Wunsch ihres Gatten hin sich bereit erklärte, uns einen ganz seltenen und für Europa neuen Tanz in eigener Person vorzuführen.

Sie lief hinaus und kam in wenigen Augenblicken wieder: ein Wunder in goldgelber indischer Seide, die sie vom Halse bis zu den Füßen umfloß. In ihrem blauschwarzen Haar trug sie einen doppelten Kranz fremdartiger, hochgelber Blüten, und ein Schleier von demselben feurigen Gelb umwand ihr bezauberndes Köpfchen.

Und Maria Iwanowna tanzte.

Ich will den Tanz nicht beschreiben. Bald war es eine Flucht wie vor etwas Schrecklichem, bald ein Ausdruck der seligen Sicherheit, die man im Himmel Indras empfinden mag. Es mag genügen, wenn ich sage: nach dem Tanze waren wir alle wie von Sinnen. Ich warf mich ihr zu Füßen. Ich wagte es, einen dieser kleinen Füße zu küssen, aus Dankbarkeit und mit scheuer Andacht.

Keiner lachte mich aus. Buroff fächelte sein gutmütiges, unergründliches Lächeln.

Eines kleinen Umstandes hatte ich alle diese Jahre hindurch vergessen. Er kam mir erst wieder ins Gedächtnis, während ich die Geschichte anhörte, die hier folgen soll.

Als ich damals meine Lippen auf den seidenen Strumpf der schönen Tänzerin drückte, bemerkte ich gerade über dem Rande des goldfarbenen Pantöffelchens einen Fleck, vielleicht so groß wie eine Haselnuß. Er schimmerte bläulich durch das zart-helle Gewebe der Seide. Ich hielt ihn damals für ein Muttermal.

Stundenlang mußte ich den Wirrnissen des Menschenlebens nachsinnen, indes der Zug durch die nachtende Heide raste. Irgendwo war Zugwechsel und Aufenthalt. Ich trat abgemattet und gleichgültig in den engen, schlecht beleuchteten Wartesaal.

Da — was war das für ein Gesicht, was für ein braunes, altes, furchenzerpflügtes Gesicht, das mich dort aus einer Ecke des freudlosen Raumes anstierte?

Eine ältliche Frau, der man trotz ihrer europäischen Kleidung sogleich ansah, daß sie einem fernen, fremden Volke angehörte, erhob sich mühselig von dem schwarzbeledierten Sitz.

„Moti, Moti! Ist es wahr? Ist es wahr?"

„Sahib, es ist wahr. Meine geliebte Herrin ist tot, und ich reise zurück in meine Heimat."

Es war Moti Ayah, die indische Amme Mary Mac Larens, die ihr als treue Dienerin und Vertraute durchs Leben gefolgt war.

„Die Sandukleute sind schuld," wimmerte die Alte.

„Wer — was?"

„Die Sandukleute, Sahib! Doch Ihr wißt ja immer so gern von meinem Kuchen, Sahib. Hier hab' ich welchen in meiner Reisetasche."

„Laßt das, Moti, ich will alles hören.... Wann geht Euer Zug?"

„Sie sagten mir, ich hätte noch eine halbe Stunde Zeit."

„Dann lasse ich meinen Zug wegfahren. Ich will alles hören, Moti, wie es gekommen ist...."

Wir sprachen englisch, und überdies waren wir allein im Wartezimmer. Die übrigen Reisenden drängten einander im Erfrischungssaal. Und unter Schluchzen und Kuchenkauen erzählte mir die alte Moti eine der sonderbarsten Geschichten, die mein Ohr jemals vernommen hat.

„Die Sandukleute sind an allem schuld.

Ihr habt nie von diesen Menschen gehört, Sahib? Daß ich sie Menschen nenne! Schlimmer als Tiere sind sie, und sie haben keine Kaste; denn sie stehen tief, tief, tief unter allen Kasten. Ein Paria würde sie nicht anspeien, sie wären ihm zu schlecht dazu.

Die Sanduks wohnen in einem langen, wilden und finsteren Tale, in den Nordbergen des Himalaja, auf die das Eishaupt des Nanda Devi, des Götterthrones, in ewigem Zorn herabfunkelt. Sie sind ein gelbes, schlitzäugiges Geschlecht, den Tibetern ähnlicher als irgendeinem indischen Stamme.

Von allen Göttern der Hindus verehren sie einzig Schiwa, den Gott der Zerstörung, der Vernichtung. Sie beten ihn an in Gestalt eines riesigen Panthers, der in dem Dschungel am Fuße der Berge haust.

Ihr wißt, Sahib, daß meine Herrin die Tochter des britischen Residenten in Ghasipur gewesen. Das Fürstentum Ghasipur grenzt im Norden an das Gebiet der Sandukleute; aber es hat keine Macht über sie, ebensowenig wie die Kaiserin-Königin selber. Und da jene Sanduks als die übelsten Räuber und Mörder weit und breit verrufen sind, hatte der Sahib Mac Laren seiner Tochter aufs strengste verboten, bei Spaziergängen und Ausflügen die Nordgrenze von Ghasipur zu überschreiten.

Sahib! Ihr habt Miß Mary, ich will sagen meine Herrin Madame Buroff gekannt; und da wird es Euch nicht wundernehmen, wenn ich berichte, daß sie nichts sehnlicher wünschte, nichts brennender verlangte, als dies: das Gebot ihres Vaters übertreten zu können. Das häßliche Ländchen der Sandukleute schmückte sich für sie mit allen Farben von Indras Regenbogen, und den Zaubergärten. Nur Jehans schienen ihr Wüsten im Vergleiche mit ihm.

Sie pflegte in der Morgenkühle mit mir auszufahren, in einem Buggy, das zwei weiße Ponys zogen. Ein paar berittene Ghasipuris bildeten unsere Schutzwache.

Eines Morgens kamen wir — ich weiß nicht mehr, wie es zuging, feindselige Dschinn müssen uns dahingeleitet haben — an ein uraltes steinernes Tor von furchtbarem Aussehen, das wir nie zuvor gesehen hatten. Es überwölbte den Eingang in eine tiefe und enge Schlucht. Kahle Hügel erhoben sich zu beiden Seiten des Tores. In tausend fürchterlichen Gestalten wetterte Schiwa der Zerstörer auf uns herab, und gerade über dem Torbogen war er dargestellt im Sinnbilde eines ungeheuren Pantherkopfes, der aus einem Halskragen von Totenschädeln dem Eintretenden entgegenfauchte.

Die Ghasipurreiter hielten ihre Pferde zurück. Einer von ihnen sprach, indem das Blut aus seiner narbigen, braunen Wange wich: „Hier geht es in das Land der Sandukleute. Herrin, befiehl uns, daß wir umkehren."

Aber Mary trieb hell auflachend mit ihrer Gerte die Ponys an und rief: „Da haben uns die Geister selbst hergeführt; sie haben dieses Tor in den Bergen vor uns aufgeschlossen, damit wir furchtlos einziehen in das geheimnisvolle Wunderland."

Und der leichte Wagen rollte unter die dunkle, verruchte, heimtückisch lauernde Wölbung des Schiwa-Tores. Die blanken Ponys schimmerten wie Silber in der Nacht dieser Wölbung. Und der Schall der Hufe klang ängstlich wider von den schwarzen, ausgehöhlten Felsen. Marys Lachen verstummte. In dieser Stunde fuhr meine Herrin in das Reich des Todes ein — all ihr Elend war die Tochter dieser Stunde.

Gleich hinter dem Felsentore bog die Schlucht nach links ein. Wir waren kaum um diese Ecke, da stürzte sich ein dichter Haufe gelber Teufel auf uns, wie eine Schar von Aasgeiern auf den Abfall, den der Fleischer auf die Gasse geworfen hat. Bevor sie noch ihre Waffen gebrauchen konnten, waren unsere Reiter aus den Sätteln gerissen, zu Boden geschleudert, erwürgt, erdolcht, zertreten, zertrampelt. Die ledigen Rosse rasten in wahnsinniger Angst dem Ausgange zu und stürmten wiehernd durch Schiwas dunkles Tor hinaus ins freie, morgendlich lachende Land.

Einige von den Sanduks faßten die Zügel unserer Ponys und schleppten uns, ehe wir noch recht zur Besinnung gekommen, in eins ihrer armseligen Dörfer; dort sperrte man uns in eine finstere, übelriechende Hütte ein. Mary lag in meinen Armen und schluchzte vor Angst: „Ayah, Ayah, was werden sie uns wohl alles antun?" Draußen schnatterte das ganze Dorf wie besessen. Nach einer Weile aber wurde es still. Und diese Stille war entsetzlicher als der Augenblick des Ueberfalles, unheilverkündender als das pöbelhafte Geschnatter des Sandukvolkes.

Endlich öffnete sich die Tür unseres Gefängnisses. Die Augen taten uns weh, so blendend schien draußen die Sonne. Im jähen Lichte stand ein sehr alter Mann vor uns, der vollständig einem jener geheiligten greisen Affen glich, die im Tempelhofe zu Tapobana ihre Possen treiben. Er trug einen weißen Turban und fletschte schadhafte Zähne. Als Mary in den Türrahmen trat, warf er sich zu Boden und berührte dreimal mit seiner Stirn den rötlichen Schmutz der Dorfgasse. Mary lächelte; sie war nun gewiß, daß eine Wendung zu ihrem Heile eingetreten sei. Ihre Tränen waren schon getrocknet. Die Huldigung eines Mannes, sei er noch so dumm, häßlich oder böse, vermochte zu jeder Zeit ihr Angesicht zu erheitern.

Ich aber erbebte in tiefster Seele. Denn ich hatte auf des alten Affenmenschen Stirn die drei Kreidestriche erkannt, die ihn zum bedingungslos ergebenen Knecht des Zerstörers Schiwa gestempelt hatten.

Nun erhob er sich und sprach zu den Umstehenden, die ihm, als dem Padhan oder Ortsvorsteher, gezieмende Ehrfurcht bezeigten: „Heil uns, Schiwa wird sich freuen! Der göttliche Panther wird springen und brüllen; denn seht, eine weiße Braut bringen wir ihm dar, wie noch keine sein Antlitz erfreute."

Mary verstand die Sprache des Mannes nicht; ich aber verstand sie, und die Luft wurde finster vor meinen Augen.

Ich habe Euch schon gesagt, Sahib, daß jene gelben Teufel den Gott Schiwa anbeten in Gestalt eines Panthers. Von Zeit zu Zeit nun pflegen sie ihm ein Mädchen von anmutender Erscheinung als besonders wertvolles Opfer darzubringen. Die Unselige wird von einem Zauberer zur Pantherbraut geweiht, indem jener mit einem beinernen Werkzeug ihre Fußsohle berührt. Nach einer Weile entsteht dort ein Zeichen, das den Flecken des Panthers ähnelt. Es dauert nun Jahre, oft sechs, oft zehn, manchmal sogar zwanzig, bis der gesamte Leib der Pantherbraut mit schwarzen Flecken bedeckt ist. Da die Sanduks, wie ich Euch erzählte, Sahib, eine gelbe Haut besitzen, so gleicht solch gescheckтes Menschenkind einem Panther oder Leoparden aufs erstaunlichste. Wenn nun die Flecken des Panthers der Erwählten ins Gesicht zu steigen beginnen, dann ist der Tag der Opferung gekommen. Die ganze Zeit über hat man ihr die größte Verehrung erwiesen — jetzt aber ergreift man sie und schleppt sie in jenen Teil des Terai, durch den der göttliche Panther seinen Weg zu Tränke zu nehmen gewohnt ist. Man bindet sie dort fest an einen Baum und überläßt sie dann den Zähnen des Gottes.

Als der alte Affe von einem Padhan seine Rede geendet hatte, brach das versammelte Volk — denn es waren inzwischen Sanduks aus allen Dörfern des Tales zusammengekommen — in mißtönende Jubelrufe aus. Mary, diese süße Törin, wähnte offenbar, man wolle sie zur Königin ausrufen. Sie dankte mit einer stolzen Bewegung des Hauptes. Da wiederholten die Gelben ihr krächzendes Freudengeschrei. Und schon nahte der Zauberer des Tales. Er war kein Sandukmann, denn seine faltige Haut dunkelte wie unter schweren Schatten. Woher er stammte, haben wir nie in Erfahrung bringen können. Seinen Kopf umhüllte ein feuerfarbenes Tuch. Aus seinem aschgrauen Gewande zog er einen Gegenstand, der einem elfenbeinernen Dolch ähnlich sah. Dann flehte er Mary durch unterwürfige Zeichen an, sie möge doch ihren rechten Fuß entblößen. Sie willfahrte ihm lächelnd. Sie hatte sehr kleine und wohlgeformte Füße. Ich wollte sie am Ausziehen ihres Schuhes hindern; aber zwei von den Sandukteufeln hielten mit ihren gelben Krallen meine Hände wie mit eisernen Zangen fest und entehrten mich auf ewig durch ihre schmutzige Berührung.

Da erflammte aus den benachbarten Bergen der rote, zitternde blutgierische Schrei einer kriegerischen Trompete. Und die gelben Gesichter der Sanduks wurden fahler, als die Haut der grünen Viper ist, wenn ihre Nähte platzen. Die Hände, die mich umklammert hielten, wurden weich und matt. Aber es war schon zu spät! Der Fakir hatte Marys Fußsohle mit seinem Elfenbeindolch geritzt, bevor er sich zur Flucht wandte und wie ein Schemen entschwunden war.

Denn eine Flucht war's, voll jammernden Entsetzens. Die ledigen Pferde unserer ermordeten Begleiter waren nach Ghasipur zurückgerannt; sogleich war Sir John mit einer auserlesenen Truppe des Radschas ins Gebirge aufgebrochen, und nun wüteten die Säbel der Ghasipuris im Sandukdorf. Ein Flintenschuß streckte den alten Padhan zu Boden. Er kollerte gerade vor Marys Füße; sein Affengesicht verzerrte sich, zu ihr emporgewendet, im Todeskampfe zu grinsendem Hohn.

Als wir wieder glücklich in Ghasipur waren, fing mein Liebling an, das ganze Schreckнis als ein herrliches Abenteuer zu betrachten. „Schade nur," pflegte sie in kindischem Stolze zu sagen, „daß diese armen Sandukleute den Wunsch, mich zur Königin zu haben, so bitter büßen mußten."

Zwar keimte binnen wenigen Tagen auf ihrer Fußsohle ein kleiner, rundlicher Fleck. Das ängstigte mich schwer, und ich erzählte Sir John, was ich von dem Pantherdienst der Sanduks wußte. Marys Vater befragte sogleich den Leibarzt des Radschas. Der erklärte, nur derselbe Fakir, der die Wunde geritzt, könne sie auch wieder heilen; nur er besitze das nötige Gegengift. Da rief Sir John die Freundschaft des Radschas an, und dieser kargte nicht mit seinen Mitteln; aber weder die Streifzüge der Ghasipuris noch das Versprechen einer königlichen Belohnung erreichten ihren Zweck. Jener Zauberer blieb verschwunden, als hätten ihn Wölfe verzehrt, als wäre er in die Lüfte zerflogen. Er war untergetaucht in die ungeheure, dunkle Volksmasse Indiens, und da hätten ihn alle Residenten des Reiches nicht hervorzuholen vermocht.

Und nun kam Alexis Buroff, der reiche, fröhliche Moskowiter, nach Ghasipur. Er reiste zu seinem Vergnügen, obwohl viele Engländer in ihm einen russischen Spion erblicken wollten. Seine gesprächig gewinnende Art, sein breites männliches Gesicht, seine Stattlichkeit und Kraft nahmen Mary gefangen. Sie wurde Russin; sie hieß von nun an Maria Iwanowna Buroff. —

Ich hegte, Sahib, die geheime, törichte Hoffnung, daß dieser große Wandel in Marys Leben, da sie aus einem Mädchen ein Weib, aus einer Britin eine Moskowiterin, aus einer Tochter der Hochkirche eine Anhängerin des griechischen Glaubens geworden war, dem bösen Zauber nachhaltig entgegenwirken würde. Sie selbst muß etwas derartiges empfunden haben, ohne es sich zu gestehen. Sonst hängen ja die Briten — allerdings war Mac Laren ein Irländer — so fest an ihrem Volke. Sie aber sehnte sich glühend danach, gleichsam umgepflanzt zu werden in einen ganz anderen Boden. Mary, die der Dolch des Fakirs berührt hatte, sollte vergessen sein.

In den ersten Jahren schien denn auch die Nachwirkung der winzigen Wunde so gering, daß ich Hoffnung schöpfte, sie würde allmählich ganz verfliegen. Dann aber kam die erste Abkühlung über Marys Liebe. Buroff hatte sich einen Rausch angetrunken und war sehr häßlich zu ihr. Meine Herrin erregte sich furchtbar; und am nächsten Morgen waren ihre Füße bis zu den Knien mit schwarzen Pantherflecken gesprenkelt.

In Todesängsten stürzte ich zum Arzt. Er fühlte sich der unheimlichen Erscheinung gegenüber vollkommen ohne Wissen und Rat. Denn was er da sah, stand eben außer allen Beziehungen zu seinen Erfahrungen, zu seiner Kunst. Er nannte die Namen einiger berühmter Gelehrter des Westens, die vielleicht . . . vielleicht . . . von der Sache etwas verstehen würden.

Nun konnte ich mich nicht enthalten, alles zu erzählen, was der Padhan damals gesprochen hatte, und auch Mary hörte es — mit mehr Staunen als Erschrecken — zum erstenmal. Der Arzt belächelte die Panthergeschichte als ein albernes Märchen; doch hielt er es für möglich, daß mit dem Werkzeug des Fakirs ein unbekanntes Gift in die Haut gedrungen sei.

Buroff mußte jetzt die ganze Sache erfahren, damit er sich entschlösse, mit seiner Gattin die großen Aerzte Westeuropas aufzusuchen.

Da gab es aber einen entsetzlichen Auftritt. Sein voller, brandroter Bart sträubte sich vor Zorn: „Und das hast du mir verschwiegen; mit diesem Gift in den Adern hast du mich geheiratet!" Er schien Angst zu haben, daß etwas von der tückischen Bezauberung auch auf ihn übergegangen sein könnte.

Danach machte er sich auf und brachte Mary zu den weisesten Doktoren in Berlin, Wien, Paris, London. Aber es vermochte ihr keiner zu helfen. Wahrlich, ich hätte die Kunst der Abendländer für größer gehalten.

Eines Tages sagte der Russe zu mir: „Moti, du kannst von heute an mit deiner Herrin zusammen hausen. Wir werden uns fortan nur bei Tisch sehen. Im Vertrauen, Ayah, es ist nicht allein das Fortschreiten der Pantherhaut, was mich so abstößt. Mir ist manchmal, als ginge ein Dunst von ihr aus, wie er wilden Tieren eigen ist."

Mary trug eng am Halse schließende Kleider und zu jeder Zeit Handschuhe. Sie war tapfer und lächelte dem Schicksal ins Gesicht.

Aber es kam ein Morgen, da sich unter ihrem linken Ohr — Ihr wißt noch, Sahib, was für süße, rosenfarbige Oehrchen sie besaß — ein kleiner dunkler Fleck bemerkbar machte. Kein Puder, keine Schminke, kein indisches Wasser konnte den Fleck zum Weichen, oder auch nur zum Erblassen bringen.

In meinem Ringe verwahrte ich seit jeher ein seltenes, kostbares Gift, wie es die Singhalesen auf der Insel Ceylon geheimnisvoll zu bereiten wissen. Es tötet, bevor man Zeit gehabt hat, mit der Wimper zu zucken.

Sie hat es mir abgeschmeichelt. Ich erkannte, daß ich ihr nichts Besseres antun könnte, als ihrem Flehen Gehör zu schenken. Und da ich sie immer geliebt hatte, so gab ich ihr das Gift. Ihr werdet mich nicht verraten, Herr. Wenn ich erst einmal in meiner Heimat bin, dann dürft Ihr davon sprechen. Denn ich leugne es nicht, daß ich meinem Pflegling, meiner Mary, zur Erlösung verholfen habe. Dieses Bewußtsein wird der einzige Trost meines öden und elenden Alters sein."

Vom Spargel.

Schon im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland bekannt.

Die Einbürgerung des Spargels in Deutschland erfolgte im Laufe des 16. Jahrhunderts. Ein Erzherzog, der spätere Kaiser Ferdinand I., war es, der ihn zunächst während seiner Reichsstatthalterschaft in die süddeutsche Küche, und später, nachdem er 1527 König von Böhmen geworden war, auch in Böhmen und Mähren einführte. In Süddeutschland wurde der Spargel binnen wenigen Jahren so beliebt, daß die Bauern schon 1525 unter den Frondiensten, die ihnen erst seit kurzem mit Unrecht aufgebürdet wurden, auch das „Spargelbrechen" aufzählten. In Meißen dagegen war er noch um 1567 ziemlich rar, denn der sächs. Leibmedikus Johann Näve schreibt in seinem Reisetagebuch vom Jahre 1564: „Den 19. April habe ich über der Mittagstafel in Wien einen Spargelstengel aus kaiserlichen Hand genossen, dergleichen ich roh noch nie versucht hatte. Wie mich bedünkte, so schmeckte er mir als wie rote Kichern oder wilde Erbissen und mir nicht ganz zuwider."

Näve berichtet ferner, daß der Spargel damals in Prag vielfach gezogen wurde, und durch Konrad Heresbach, der 1571 „Vier Bücher von der Landwirtschaft" herausgab, erfahren wir, daß der Spargelbau auch am Rhein und in Frankreich in hoher Blüte stand. In Norddeutschland dagegen fand die Pflanze nur äußerst langsam Eingang und galt dort teilweise noch vor dreißig Jahren für eine kostspielige Delikatesse, die man aus begünstigteren Landstrichen kommen lassen müsse. Während der Spargelbau von Süden gegen Norden vordrang, ging der Anbau der Brunnenkresse den entgegengesetzten Weg.

Das Vaterland dieser Kultur waren die Landschaften am Niederrhein und die friesischen Marschen, von wo aus sie sich schon im 15. Jahrhundert in ganz Westfalen, namentlich im Bistum Paderborn, einbürgerte, aber doch erst zweihundert Jahre später (etwa um 1650) in's Thüringische und besonders nach Erfurt vordrang. Allerdings war der Kressensalat schon im 16. Jahrhundert eine stehende „Schmackreizung" der besseren Tafeln, man kam aber damals noch ohne den Anbau der Pflanze mit dem Ertrage des Ansammelns aus Quellen und Bächen aus. Selbst nach Frankreich, d. h. nach Paris, das schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts täglich für 300 bis 400 Franken Kresse verbrauchte, kam der Kressebau erst im Jahre 1815 durch einen napoleonischen Offiziere, der ihn in Erfurt kennen gelernt hatte und damals im Tale von Nonette auf eigene Faust zu treiben begann; gegenwärtig wird in Frankreich jährlich für 4 Millionen Franken Kresse umgesetzt. Im Rheinlande, insbesondere in Koblenz, wurde die Kresse sogar erst gegen 1850 bekannte. Bis dahin hatte man sich statt ihrer des zweifellos giftigen Sumpfschirmes bedient und bedient sich desselben zum Teil heute noch, obgleich er ein unangenehmes Brennen in Mund und Hals hinterläßt, und zweifelsohne nur der gleichzeitige Genuß von Essig und Oel wirkliche Vergiftungserscheinungen verhindert.

— Hieb. Arzt (einen Patienten untersuchend, der ihn wegen eines leichten Unwohlseins mitten in der Nacht hat holen lassen): „Hm, hm, konnten Sie mich nicht drei Stunden früher holen lassen?"

Patient (stotternd): „Mein Gott, es ist doch noch nicht zu spät?"

Arzt: „Nein — aber da lag ich wenigstens noch nicht im Bett!"

Meßapparate.

Neue Technik erfand unzählige Registratoren.

Als unsere Technik im 19. Jahrhundert den bekannten gewaltigen Aufschwung nahm, als in schneller Folge Wasser, Gas und Elektrizität in die Häuser geliefert wurde, da trat alsbald auch die dringende Forderung auf, die gelieferten Sachen zum Zwecke der Bezahlung ordnungsgemäß zu registrieren und zu verbuchen. Es entstand das Bedürfnis nach zuverlässigen technischen Meßinstrumenten. Dem Verlangen ward Genüge, und heute bildet der Bau von Meßinstrumenten überhaupt einen integrierenden Bestandteil der Technik. Ganz allgemein müssen wir dabei drei Gruppen unterscheiden, nämlich: Zeiger, Zähler und Registratoren.

Als ein allgemein bekanntes Beispiel für zeigende Instrumente können wir das Thermometer heraus greifen. Es zeigt uns in jedem einzelnen Augenblick die Temperatur seiner Umgebung an. Und außerdem gibt es auch Thermometer, die die Temperatur jeder Zeit registrieren. Ein Streifen aus Bimetall führt, entsprechend den Schwankungen der Temperatur, bestimmte Bewegungen aus. Ein feiner Schreibhebel überträgt diese Bewegungen auf einen Papierstreifen, der von einem Uhrwerk gleichmäßig weiterbewegt wird, und so bekommen wir eine Kurve, die für jede vergangene Minute genau die zugehörige Temperatur verzeichnet.

Wenden wir uns nun den zählenden Apparaten zu. Wir können die Uhr dazu rechnen, obwohl man sie gelegentlich auch als Zeitzeiger betrachtet. Tatsächlich zählt sie von einem bestimmten Nullpunkt, nämlich von 12 Uhr ab, die Stunden, Minuten und Sekunden. Weil wir aber die jeweilige Zeit eben mit der Summe der seit 12 Uhr verflossenen Stunden, Minuten usw. bezeichnen, so zeigt sie auch gleichzeitig jeden Augenblick die jeweilige Zeit. Hier finden wir also, daß ein Apparat gleichzeitig Zähler und Zeiger ist, und das wird sich stets wiederholen. Da haben wir beispielsweise die Gas- und Wassermesser. Es sind in Wirklichkeit Zähler, die die verbrauchten Kubikmeter und Liter zählen, damit aber auch jederzeit den jeweiligen Gesamtverbrauch zeigen. In die Gruppe der Zähler gehört ferner auch der Tarameter. Er ist gleichzeitig Kilometerzähler und Fahrpreisanzeiger. Die Umdrehungen des Wagenrades werden durch eine biegsame Welle auf ein Zählwerk übertragen. Unserem Auge erscheinen aber gar nicht mehr die vollendeten Raddrehungen, sondern vielmehr sofort die dafür in jedem Augenblick fälligen Summen.

Dem Tarameter entfernt verwandt sind die kurzweg Geschwindigkeitsmesser genannten Apparate. In ihren vollkommensten Ausführungen sind sie gleichzeitig Zähler, Zeiger und Registratoren. Sie zeigen in jedem Augenblick die Geschwindigkeit, sie zählen die zurückgelegten Kilometer, und sie liefern gleichzeitig eine Aufzeichnung über die ganze Fahrt, aus der man für jeden einzelnen Augenblick die Geschwindigkeit und den Ort der Fahrt ersehen kann. Besonders die Kraftfahrzeugindustrie interessiert sich für diese Apparate, und hier kommt gleichzeitig der Moment, da der biedere Registrator auch noch die Rolle des getreuen Eckehart übernimmt und Warnungszeichen von optischer und akustischer Art gibt, sobald bestimmte Geschwindigkeiten überschritten werden. Damit kommen wir zu einer ganzen Gruppe von Meßinstrumenten, die im allgemeinen von zeigender Art sind und bei bestimmten Vorkommnissen Alarm schlagen. Dem Hausbesitzer wird es im allgemeinen ziemlich gleich sein, welche Temperatur in seinem Keller oder auf dem Boden herrscht. Wenn diese Temperatur aber plötzlich zehn Grad über die Norm steigt, so dürfte etwas faul im Staate Dänemark sein, und daher schließt das Alarm-Thermometer in solchem Fall einen elektrischen Kontakt und meldet jeden Dachstuhl- oder Kellerbrand, bevor er unangenehme Dimensionen annimmt.

Im preußischen Beratungszimmer.

Der jüngste Beisitzer „baut" das fällige Urteil, während die älteren Herren Kollegen für des Leibes Nahrung und Notdurft sorgen. — Schließlich wird das ellenlange Geistesprodukt vorgelesen.

Der älteste Beisitzer nickt fortwährend und bemerkt fast zu jedem Satz: „Sehr richtig, bravo, vorzüglich!" — was dem juristischen Verfasser mächtig schmeichelt, so daß er am Ende stolz fragt:

„Ist die Begründung klar, Herr Kollega?"

„Nee! — Aber daß der Kerl zwei Jahre kriegen soll!"